

Zur Emanzipation der Intuition Zum Verhältnis von Psychotherapie und qualitativer Sozialforschung*

Heidi M. Möller, Berlin

„Intuition, diese Art von «Einsicht», ist keine exakte Sache“, sagte er. „Sie muß ... angepaßt werden. Sie ist die Vision einer anderen Psyche. Sie müssen die Kraft und den Glauben haben, sich von ihr zu Ideen führen zu lassen, die sie sich nie vorgestellt hätten. Deshalb wirkt sie amorph, unklar. Sie führen nicht, Sie folgen. Es erfordert ungewöhnlichen Mut, sich einer inneren Stimme zu überlassen.“ (Lindsey 1991, S. 386)

Verfolgt man berufliche Sozialisationsprozesse von Psychologen, insbesondere derer, die psychotherapeutisch arbeiten, so lassen sich Entscheidungsprozesse aufzeigen, die entweder die Forschung oder die Praxis zum Zentrum beruflichen Tuns werden lassen. Diese Festlegung fällt oft schwer, ist oft weder der Sache angemessen noch der persönlichen Entwicklung förderlich. Der Verzicht fällt schwer, da die Alternative oft Überforderung oder aber Selbstaussbeutung ist. Der vorliegende Artikel soll dem forschenden Praktiker (Jaeggi 1988) seine Ressourcen für wissenschaftliches Arbeit aufzuzeigen helfen.

Sigmund Freud zitiert in seiner „Methode der Traumdeutung“ einen Brief F. v. Schillers an seinen Freund Körner, der sich über seine mangelnde Produktivität beklagt:

„Der Grund deiner Klage liegt, wie mir scheint, in dem Zwange, den dein Verstand deiner Imagination auferlegt. Ich muß hier einen Gedanken hineinwerfen und ihn durch ein Gleichnis versinnlichen. Es scheint nicht gut und dem Schöpfungswerke der Seele nachteilig zu sein, wenn der Verstand die zuströmenden Ideen, gleichsam an den Toren schon scharf mustert. Eine Idee kann, isoliert betrachtet, sehr unbedeutend, sehr abenteuerlich sein, aber vielleicht wird sie durch eine, die nach ihr kommt, wichtig, vielleicht kann sie in einer gewissen Verbindung mit anderen, die vielleicht ebenso abgeschmackt erscheinen, ein sehr zweckmäßiges Glied abgeben: – Alles das kann der Verstand nicht beurteilen, wenn er sie nicht so lange festhält, bis er sie in Verbindung mit diesen anderen angeschaut hat. Bei einem schöpferischen Kopfe hingegen, deucht mir, hat der Verstand seine Wachen von den Toren zurückgezogen, die Ideen stürzen pele-mele herein, und alsdann erst übersieht und mustert er den großen Haufen. Ihr Herren Kritiker, und wie Ihr Euch sonst nennt, schämt oder fürchtet Euch vor dem augenblicklichen, vorübergehenden Wahnwitz, der sich bei allen eigenen Schöpfern findet und dessen längere oder kürzere Dauer den denkenden Künstler von dem Träumer

* Aus der „Europäischen Akademie für psychosoziale Gesundheit“, „Fritz Perls Institut“, Düsseldorf, und der Abt. für Klinische Psychologie der T.U. Berlin.

unterscheidet. Daher Eure Klagen der Unfruchtbarkeit, weil ihr zu früh verwerft und zu strengt sondert.“ (Brief vom 1. Dezember 1788, zit.n. *Freud*, GW Bd. II/III S. 107f)

Ähnlich ist die Methodik der Traumdeutung angelegt. Durch die „gleichschwebende Aufmerksamkeit“ des Analytikers, der „seine Wachen von den Toren des Verstandes“ zurückzieht, wie *Schiller* es nennt, öffnet er sich den Assoziationen des Patienten so weit und tief wie möglich, um angemessene Deutungen zu gewinnen. *Freud* verstand sich, obwohl er Alltagspsychologen als „Heiler“, als Psychotherapeut bekannt ist, auch als Heuristiker. Zumindest sieht er es als Besonderheit der Psychoanalyse an, daß Forschung und Behandlung zusammenfallen. Aufgrund seines Kulturpessimismus, seiner Lebens- und Arbeitserfahrung verschob sich im Laufe seines Lebens der Schwerpunkt seines Tuns weiter in Richtung Erkenntnisgewinn.

Ich möchte zunächst postulieren, daß qualitative Forschungsprozesse ebenfalls diesen Rückzug von zu engen, vorgegebenen Deutungsmustern brauchen, um kreativ wirksam sein zu können und um die Tiefendimension des erhobenen Materials zu erschließen. Um sich diesem Ziel anzunähern, braucht der Forscher auch den Zugriff zu seinem primärprozeßhaften Erleben, anders läßt sich die Tiefendimension nicht erschließen. Mit seinem Unbewußten begegnet er dem Unbewußten des Textes, des Interviewten, der Gruppendiskussion etc.

Es bedarf der Beschreibung und Ausleuchtung seiner inneren Prozesse, die bei der Auswertung von Interviews evoziert werden. Wenn es dem Forscher gelingt, Zugang zu seinem primärprozeßhaften Erleben zu erlangen, können Ergebnisse durch eine tiefenhermeneutische Ebene angereichert werden. Dabei kann nun aber Forschung nicht stehenbleiben. Das Primärprozeßhafte wiederum braucht eine Übersetzung ins Sekundärprozeßhafte. In Forschungszusammenhängen ließe sich dies als das „Realitätsprinzip“, als vorhandenes und bewährtes Forschungsinstrumentarium beschreiben. An dieser Stelle sei exemplarisch verwiesen auf die „Standardmethodik“ der qualitativen Sozialforschung, den tiefenhermeneutischen Ansatz von *Leithäuser & Volmerg*, die gegenstandsverankerte Theoriebildung von *Glaesser & Strauss* und die inhaltsanalytische Herangehensweise von *Mayring*. Bewährte Methoden der qualitativen Sozialforschung fungieren quasi als Dolmetscher der Interpretationsbemühungen.

Forschungsmethodologische Perspektiven

Mit gleichschwebender Aufmerksamkeit dem psychischen Material gegenüber, das der Patient durch freie Assoziation dem Analytiker liefert, soll dieser möglichst durch keinerlei Muster des Aufmer-

kens eingeschränkt sein (s. *Leithäuser & Volmerg* 1988). Ohne einschränkende Scheuklappen soll den Phänomenen Rechenschaft getragen werden, was z.B. auch theoretische Abstinenz bedeutet. Durch die paradoxe Haltung der Neutralität ist es möglich, daß der Blick nicht an den Tatsachen fixiert bleibt, sondern die unbewußten Prozesse Raum greifen können. Die gleichschwebende Aufmerksamkeit des Psychoanalytikers sowie des Forschers ermöglicht den flüchtigen und schnell wieder entschwindenden Phänomenen des Unbewußten deren Auftauchen. Das Unbewußte, das sich im wesentlichen in Prozeßfiguren abbildet, ist viel schwerer eindeutig zu ordnen als Forschungsergebnisse im positivistischen Wissenschaftsbetrieb.

Ähnlich wie die Ethnopschoanalyse (*Morgenthaler* 1984; *Parin* 1978; *Nadig* 1986 etc.) muß der psychischen Einstellung des Forschers viel Augenmerk gewidmet werden, da seine Ängste, Hemmungen und Symptome während des Forschungsprozesses ein janusgesichtiges Phänomen sind. Sie können auf der einen Seite den Erkenntnisprozeß blockieren oder stören, sie sind aber auf der anderen Seite u.U. auch Abbild des Phänomens (s. Gegenübertragungsphänomene). Fragen nach der unbewußten Motivation, sich einem Forschungsgegenstand zu nähern, sind zu beantworten. Die „Liebe zum Objekt“ muß auf Rationalisierungen, Verdrängungsprozesse und Delegationen ans Thema hin untersucht werden. Persönliche Unsicherheiten und Ängste müssen und können nicht, wie ich es den positivistischen Forschern an dieser Stelle einmal verkürzt unterstelle, im Zählen und Messen bewältigt, sondern können erkenntnisgewinnend berücksichtigt werden. „Es macht Sinn, zu sehen“ (*Devereux* 1974, S. 126) und nicht vorschnell bedrückendes, herausforderndes und/oder ängstigendes Forschungsmaterial abzuwehren. Je nach Forschungsgegenstand werden auch archaische Konflikte angesprochen, die die persönliche Abwehr aktivieren. Im Laufe eines gelungenen Forschungsprozesses läßt sich die persönliche Abwehrschwelle, die die Wahrnehmung des Untersuchers einengt, herabsetzen. Voraussetzung ist hierzu in jedem Fall ein unterstützendes kollegiales Klima der jeweiligen Forschungsgemeinschaft.

Die methodische Selbstreflexion wird bei *Leithäuser & Volmerg* (1988) zum Hauptgegenstand. Die Methode der Selbstreflexion ist eine kritische Hermeneutik der Selbsterkenntnis:

„Das Selbst verfremdet sich, stellt sich sich selbst gegenüber, objektiviert sich, macht sich damit zum Gegenstand der Analyse und gelangt auf diese Weise zu Erkenntnissen von seiner Beschaffenheit, Genese und unbewußte Einbettung in die soziale Lebenssituation, wie sie ihm innerlich sind. Ein entscheidender Aspekt in diesem Prozeß der Selbsterkenntnis ist das Selbst (Ich), das sich selbst gegenüber Distanz, einen Spielraum gewinnt, der es ermöglicht, sich von verschiedenen Gesichtspunkten aus wahrzunehmen, verschiedene Haltungen sich selbst gegenüber einzunehmen und auszuprobieren. Damit ist die Möglichkeit der Selbstkritik und Selbstveränderung gegeben.“ (*Leithäuser & Volmerg* 1988, S. 214f)

Die Haltung dem Forschungssubjekt gegenüber beschreibt *Nadig* (1986) als ein In-die-Fremde-Gehen, um eine fremde Kultur zu entdecken. Der von *Morgenthaler* (1984) geprägte Satz: „Look I’m a foreigner!“ beschreibt Analoges. Das Fremde verstehen heißt, das Fremde in sich selbst zu verstehen.

Wieder ähnlich dem psychotherapeutischen Geschehen, geht es im Forschungsprozeß um einen Wechsel zwischen Involvierung und Distanznahme: sich einzulassen auf die Geschichten der Interviewten und auch wieder herauszutreten und mit den zur Verfügung stehenden Mitteln der Erkenntnis analytisch klar zu blicken. *Petzold* (1988) beschreibt diese durchaus in Forschungszusammenhänge übertragbare Haltung des Psychotherapeuten als „partielles Engagement“. Er beschreibt ein Beteiligtsein, ohne verstrickt zu werden, das getragen ist von Respekt dem zu Untersuchenden gegenüber.

Tiefenhermeneutische Interpretation von Texten

In der psychoanalytischen Textinterpretation wird versucht, zu den verborgenen, latenten Sinngehalten vorzudringen. Theoretische Vorannahmen besitzen nur dann einen Wahrheitsgehalt für den Text, wenn sie sich bei der Interpretation am Text bewähren. Die Interpretation muß also aus dem Text heraus – in der Sprache des Textes – entwickelt werden. Dabei will die psychoanalytisch orientierte Tiefenhermeneutik auch einen Zugang zu den aus der Sprache ausgeschlossenen unbewußten Gehalten des Textes gewinnen, die das sprachliche Geschehen gleichsam als seine Unterwelt bewegen. Hierzu finden auch die aus der Interaktion gewonnenen Daten, das Übertragungs-Gegenübertragungs-Geschehen zwischen Interviewer und Interviewtem, ihre Bedeutung.

Bei der Interpretation erschließen wir uns durch Fragen den Sinngehalt des Textes auf folgenden Ebenen:

- (1) Worüber wird gesprochen? (propositionaler Gehalt),
- (2) Wie wird miteinander gesprochen? (metakommunikativer Gehalt),
- (3) Wie wird worüber gesprochen? (pragmatischer Gehalt),
- (4) Warum wird wie worüber gesprochen? (intentionaler Gehalt).

Bei der tiefenhermeneutischen Textinterpretation gibt es fünf Sinn Ebenen des Verstehens: das logische, das psychologische, das szenische und das hermeneutische Verstehen sowie die tiefenhermeneutische Rekonstruktion. Im ersten Schritt des logischen Verstehens wird der Text als sinnvolle Struktur erfaßt. Es wird bereits jetzt nach Widersprüchen, Inkonsistenzen, grammatikalischen Fehlern u.v.m. als Hinweis auf verdrängte Sinngehalte gesucht. Im zweiten Schritt

des psychologischen Verstehens wird auf den affektiven Gehalt der Äußerungen des Interviewten geachtet. Auch Divergenzen zwischen Gestik, Mimik, Tonfall etc. und inhaltlich Beschriebenem werden registriert. Der dritte Schritt des szenischen Verstehens (Lorenzer 1972) leistet die umfassende interaktionelle Einbindung sprachlicher Äußerungen. Es wird gefragt, welche lebensweltliche Bedeutung die Interaktionen haben; verschiedene Szenen werden verglichen, um ggf. Muster zu finden. Im vierten Schritt des tiefenhermeneutischen Verstehens soll nun das Verdrängte aufgespürt werden. Vorausgehende Erkenntnisse (s.o.) werden zusammengefaßt und transformiert, indem geschaut wird, wo Sprach- und Interaktionsfiguren sich als Abwehrkonstrukte zeigen. Die Analyse mündet in die Rekonstruktion der verdrängten Sinngehalte und des Sinns der Verdrängung ein: „Es geht also darum, was und warum verdrängt wurde“ (Mayring 1983, S. 96).

Der Kontaktzyklus

Das Kontaktmodell von *Goodman*, das ich im folgenden kurz als Diagnostikum und Therapeutikum schildern möchte, ist zusätzlich sinnvoll bei der Interpretation von Interviewtexten. Die Entfaltung des Selbst beginnt im *Vorkontakt*. Er stellt die erste Phase des Kontaktzyklus dar. Bedürfnisse werden wahrgenommen, Wünsche artikuliert. Nach *Perls, Hefferline & Goodmann* (1988) folgt das Stadium der Orientierung und Umgestaltung, die *Kontaktnahme*. Nun wendet der Mensch sich hinaus in die Welt auf der Suche nach Möglichkeiten zur Befriedigung seiner Bedürfnisse, Wünsche und Sehnsüchte. Er schaut, wie groß seine Chancen sind, die Umwelt umzugestalten und Einfluß zu nehmen. Der Grad seiner Erregung steigt dabei ständig an, er ist involviert und engagiert. Der Höhepunkt schließlich ist im *Kontaktvollzug* erreicht: Die absichtsvollen Ich-Funktionen fallen ab, der Mensch verschmilzt für Momente mit dem „Objekt der Begierde“ zu einer einzigen Gestalt, Subjekt und Objektgrenzen schwinden. Danach differenziert sich das Feld wieder aus, Subjekt-Objektgrenzen bilden sich wieder aus und das Energieniveau sinkt. Im *Nachkontakt* ist eine Sättigung erreicht, es wird nachgespürt, das Erlebte sinkt ein. Was in dem jeweiligen Kontaktprozeß gewonnen oder erfahren wurde, wird in die leib-seelisch-geistigen Einheit des Organismus assimiliert, und ein weiterer Kontaktprozeß kann beginnen.

Diagnostisch ist für Gestalttherapeuten wichtig zu erleben, an welcher Stelle des Kontaktzyklus der Klient unterbricht. Ist es schon im *Vorkontakt*, daß die Differenzierung von Bedürfnissen und Wünschen nicht gelingt (wie z.B. bei neurotischen Störungen, bei Angst vor Autonomie), oder befindet sich die Blockade beim *Kontaktvoll-*

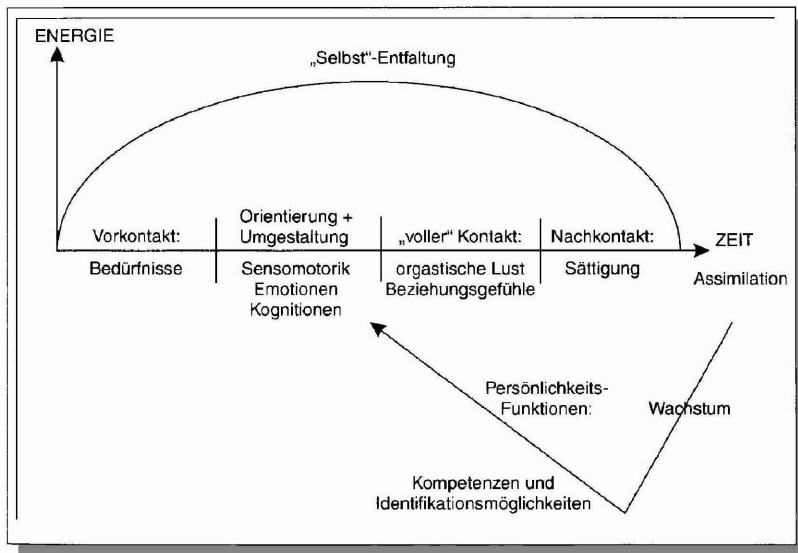


Abb: Kontaktzyklus (zit. nach Müller-Ebert et al., 1988, S. 34)

zug (wie bei narzißtischen Störungen, bei Ängsten vor Hingabe und Autonomieverlust)?

Während der Interviews kann es wichtig sein, den Kontaktprozeß genau zu erleben. Wie gestaltet sich der Beginn des Gesprächs? Wie diffus vs. differenziert werden einzelne Themen behandelt? Wie unterschiedlich über die Zeit ist die Kontaktnahme zu mir? Wie ist der Kontakt des Interviewten zu sich selbst, zu seinen Empfindungen, Gedanken und Körpersensationen? Wie verläuft der Prozeß des Abschiedsnehmens? Auch ein Interview ist ein prozessuales Geschehen, das in einer räumlich/zeitlich gestaffelten Figur/Hintergrund-Relation stattfindet. Sowohl zeitgeschichtliche Veränderungen als auch die Psychodynamik der Interviewer und der Gesprächspartner zum Zeitpunkt des Gesprächs fließen in die gemeinsamen Suchbewegungen nach der Biographie der Interviewten ein. Auch Forschungsinterviews sind somit Korrespondenzprozesse (Petzold 1988).

All diese Aspekte und Perspektiven erhellen das Material neu und anders. Der Sättigungsgrad ist – jenseits der Erschöpfung des Forschers – schwer zu bestimmen. Eine Schwierigkeit tiefenhermeneutischer Textinterpretation stellt die Tatsache dar, daß die Auswertung von Interviews nie wirklich abgeschlossen ist. „Nie läßt sich abmessen, wann ein Thema abgeschlossen, ob eine endgültige Antwort auf ein Problem gefunden wurde. Nie läßt sich eine bestimmte Haltung isolieren und zuordnen als eine Einstellung, die dieser oder jener Person zukommt“ (Leithäuser & Volmerg 1988, S. 234).

Psychotherapeutische bzw. diagnostische Perspektiven

Der Transformationsprozeß des primärprozeßhaften Erlebens zum sekundärprozeßhaften Verarbeiten bedarf der Katalysatoren. Emotionale Prozesse bildeten sich nach und nach in Gestalten ab. Dabei handelt es sich nicht ausschließlich um originäres, den Gegenstand abbildendes Geschehen, denn die jeweiligen Verarbeitungsprozesse sind auch beruflich sozialisiert. Die Wahrnehmung ist in spezifischer Weise gerichtet. Forschende Psychotherapeuten – und als eine solche verstehe ich mich – werden sicherlich den Denktraditionen ihrer jeweiligen Schulen verpflichtet sein. Die Forschungsprozesse werden beeinflußt sein von ihrer spezifischen intellektuellen Heimat, sei es nun die Familientherapie, die Selbstpsychologie, die Gestalttherapie, die Objektbeziehungstheorie oder die Triebtheorie. Spuren der jeweiligen Traditionen werden in den Ergebnissen auffindbar sein. In der Verknüpfung eigenen unbewußten Materials mit Interaktionsprozessen (z.B. im Interview) werden Anleihen bei der Diagnostik und Therapeutik gemacht, die auf die Arbeit mit Klienten hin gelernt wurden.

Diese Phänomene sind weder vermeidbar, noch würde es Sinn machen, sie vermeiden zu wollen. Entscheidend ist mir die Transparenz des Vorgehens. Dies geschieht, indem der Forscher die ihn leitenden Referenztheorien, die ihn leiten, darlegt und expliziert. Sicherlich werden theoretisch unterschiedlich ausgerichtete Forscher zu unterschiedlichen Interpretationsergebnissen kommen. Ähnliche Deutungsmuster sind nur in Denkgemeinschaften mit ähnlichen Bezugstheorien zu vermuten. Der einzelne Forscher wird sich eine Möglichkeit, eine theoretische Perspektive suchen, die ihm begegnenden Phänomene zu strukturieren. Mehr kann Forschung meiner Meinung nach nicht leisten. Ich verstehe Forschung als Suchbewegung. Nur die Fülle solcher unterschiedlicher Perspektiven kann sich dem Gegenstand angemessen nähern.

Innerpsychisches Erleben der Untersucher

Um das bisher Postulierte anschaulicher zu gestalten, möchte ich meinen eigenen Forschungsprozeß skizzieren. Bei der Durchführung und Auswertung von lebensbiographischen Interviews mit Tötungsdelinquenten (Möller 1994) kam ich oft an Grenzen meiner emotionalen Belastbarkeit. Die Interviews verfolgten mich zum Teil bis in meine Träume. Oft blieb ich im Anschluß an die Gespräche ratlos und bisweilen auch entsetzt zurück. Manchmal kam es zu regressiven Prozessen, während derer ich mir „naive Kinderfragen“ stellte. Mich bewegten Fragestellungen, die mich zuletzt als Teenager stark be-

schäftigt hatten und die ich bis zur Erhebung meiner Daten als hinreichend beantwortet beiseite gelegt hatte.

Ich nahm die Gespräche in mich auf, konfrontierte mich mit dem Erzählten. Ich lebte innerlich jeweils über Wochen mit den Erzählern. Während des Transkribierens und Lesens wurde ich tief bewegt. Ich konnte vieles nicht fassen, fand keine Möglichkeit, um den Gegenstand zu greifen. Mir war durchaus unbehaglich zumute. Gegegnübertragungsphänomene von Ohnmacht, Insuffizienz und Hilflosigkeit machten sich breit. Aus dieser Befindlichkeit heraus entstand eine Suchbewegung. In einsamen Prozessen, aber auch in Gesprächen mit Freunden und Kollegen strukturierten sich langsam die Themen. In diesem Stadium floß bereits fachliches Wissen ein. Kenntnisse der Kriminologie, die langjährige Arbeit mit Straftätern, die aktuelle psychotherapeutische Tätigkeit als externe Therapeutin in einer Berliner Justizvollzugsanstalt, Neurosenlehre und diagnostische Routine etc. wirkten auf mein primärprozeßhaftes Erleben ein. Hauptsächlich aber ließ ich mich zunächst von den Lebensverläufen dieser Menschen berühren, ohne aus der inneren Not schnell in Rationalisierungen, d.h. an dieser Stelle in Theorien, zu verfallen, um mich in Sicherheit zu bringen. Es kostete mich von Zeit zu Zeit Wagemut. Die Beschäftigung mit Tötungsdelinquenz evoziert eigene Tötungsimpulse und Sadismen, auch eigene sadomasochistische Beziehungsaspekte. Das Wahrgenommene und Erlebte strukturierte sich nach und nach, es formierten sich Gestalten, die zu weiteren Überlegungen und Fragen anregten.

Ich vertiefte den prärationalen Suchprozeß mit Hilfe meines psychotherapeutischen Hintergrundes (*Kohut 1988*, und die Integrative Therapie). In dieser Phase wurden Formen szenischen Verstehens (*Lorenzer 1972*) bedeutsam, die dichte Erlebnisprozesse bei herabgesetzter Bewußtheit ermöglichen. Die gefundenen Ideen oder Gestalten mußten sich nun in zweifacher Hinsicht bewähren: Einmal in Rückbindung an den Text; die Leitfragen hießen: Läßt sich diese Interpretationsidee durchgängig zeigen? Wo gibt es Brüche, Widersprüche und Ungereimtheiten? Zum anderen wurden sie in Kommunikationsprozessen der Forschergemeinschaft überprüft.

Kommunikative Validierung durch Korrespondenzprozesse

Ich verschickte an Berufskollegen und Freunde anonymisierte Interviews und bat sie, ihre Assoziationen zum Text niederzuschreiben. Dabei betonte ich ausdrücklich, daß es mir nicht um elaborierte, psychodynamische Analysen gehe, sondern um Affekte, Ideen, Widerstände, Einfälle zu mir als Interviewerin, um Beschreibung von

Atmosphären etc. Diese Randnotizen, genauer gesagt Gegenübertragungsphänomene, meiner Freunde und Kollegen zum Interview flossen mit meinen Auswertungsschritten zusammen. Sie halfen mir, zunächst Unverständliches zu verstehen und Facetten zu sehen, die mir entgangen waren. Sie halfen, meine Wahrnehmungen zu bestätigen, aber auch sie zu erschüttern. Vor allem halfen sie, der Einsamkeit des Forschungsprozesses für Momente zu entkommen und den einsamen Dialog mit dem Text um eine Interaktionsebene zu erweitern. Weiterhin war es mir möglich, kommunikative Validierung durch die Kontrollanalyse und im Kolloquium der Abteilung Klinische Psychologie der TU Berlin zu erlangen. In der kollegialen Auseinandersetzung wurde die Reflexion über Brüche und Widersprüche meiner Ergebnisse ein förderlicher Prozeß. Es bedurfte bei allen Beteiligten der Bereitschaft, sich selbst mit den „Abgründen menschlichen Seins“ zu konfrontieren. Dieses Wagnis war eine große Stütze für mich. Ohne persönliche und fachliche Standfestigkeit der Kollegen wären meine Ängste von Zeit zu Zeit ins Unermeßliche gewachsen.

Bewährten sich Interpretationen auf beiden Ebenen und empfand ich die Auswertung als eine geschlossene Gestalt, so konnte eine Auswertung als abgeschlossen betrachtet werden. Bewähren sie sich nicht, im Sinne fehlender Plausibilität für andere, im Sinne von Sperrigkeit zu meinen personalen Deutungsmustern und Referenztheoremen, begann der erlebnisaktivierende Zugang zu den Daten von Neuem.

Die Kreativitätsforschung

Im Reflexionsprozeß über mein forschendes Tun fielen mir Parallelen zu beschriebenen Prozessen in der Kreativitätsforschung ins Auge. Forschungsprozesse lassen sich mithin in Analogie zum kreativen Prozeß beschreiben. *Seiffge-Krenke* beschreibt in ihrer Dissertation (1974) ein Prozeßmodell phänomenologischer Kreativitätsforschung.

Das Modell des kreativen Prozesses

Verschiedene Autoren differenzieren den kreativen Prozeß nach vier Phasen: (1) Preparation, (2) Illumination, (3) Inkubation und (4) Verifikation (vgl. *Schreyögg* 1991).

(1) In einem ersten Stadium der „Preparation“, das zumeist durch Unbehaglichkeit oder Unzufriedenheit charakterisiert ist, leitet der Mensch einen Suchprozeß ein, um das Problem zu präzisieren.

(2) Im nächsten Stadium der „Inkubation“ erfolgt eine weitere Auseinandersetzung mit dem Problem, jetzt jedoch nicht über rein kognitive Strukturierung, sondern über die Aktivierung unbewußter Prozesse.

(3) Die sogenannte „Illumination“ ist ein plötzlicher Einfall, ein „Geistesblitz“, ein kreativer Erkenntnisakt, der oft als: „Ja, so kann es gehen“, verbalisiert wird.

(4) Die aus der Illuminationsphase entwickelte kreative Lösung muß nun in der „Verifikationsphase“ kritisch reflektiert werden, d.h. sie muß sich an der Realität bewähren (zit.n. *Schreyögg* 1991, S. 145).

Ähnlich wie oben beschrieben verlaufen auch psychotherapeutische Prozesse. Ich verweise dazu auf das Prozeßmodell der Integrativen Therapie (*Petzold* 1977): (1) Initialphase, (2) Aktionsphase, (3) Integrationphase und (4) Neuorientierungsphase.

Fehlerträchtig erscheint mir der Übergang zwischen dem Gefühl des Unbehagens, von *Perls* (1976) auch „Impass“ genannt, zur Illumination, oder in gestalttherapeutischer Terminologie Explosion oder Expression. Variablen wie emotionale Befindlichkeit und Alltagsbelastungen, die die Rigidität der eigenen Abwehr unmittelbar beeinflussen, wirken auf Illuminationsprozesse ein. Vorschnelle Klarheit und vorschnelle Ideen (um vor der Unerträglichkeit des Unbehagens zu fliehen) stellen eine Gefährdung der Präzision wissenschaftlichen Arbeitens genauso dar, wie sie dies in psychotherapeutischen Prozessen tun. Um oberflächlicher Auswertung vorzubeugen, scheint mir die kommunikative Validierung ein gangbarer Weg.

Systematische Heuristik

Ähnlich wie die Arbeit von Psychotherapeuten kann also auch der Forschungsprozeß als „systematische Heuristik“ verstanden werden. Es stellt sich die Aufgabe, in flexibler Weise Teiltheorien zu verbinden und Erklärungsmodelle zu generieren. Dies erfolgt in der Verbindung mit Alltags- und klinisch-professioneller Erfahrung sowie theoretischem Wissen. Forschung kann als hermeneutische Suchbewegung (vgl. hierzu *Petzold* 1988) in unbekanntem und wenig erfaßten Bereichen beschrieben werden. Aufgrund breiter Kenntnisse verschiedener Theorien können synoptisch (d.h. in der Zusammenschau vieler Ergebnisse) handlungsleitende Konzepte entwickelt werden. Phänomenologie und Heuristik erweisen sich hier als besonders geeignete methodische Grundlagen. Probleme werden in der systematischen Heuristik durch „virtuelle Korrespondenzprozesse“ (*Petzold* 1988), d.h. in der Auseinandersetzung mit theoretischen Positionen und durch Praxisdiskurse, geklärt.

Metatheoretisch lassen sich solche Forschungsprozesse als phänomenologisch-struktural (im Sinne von *Merleau-Ponty* 1984) bzw. als tiefenhermeneutisch (*Ricœur* 1969) kennzeichnen. Ausgehend von der Phänomenologie französischer Prägung können auch Forschungs-

prozesse „vom Leibe her“ und „aus den Sinnen Sinn schöpfend“ verstanden werden. Die phänomenale Wirklichkeit erfährt eine gemeinschaftliche Auslegung ihres gegenwärtigen Kontextes auf seinen strukturalen Grund hin, der in der Geschichte der Leiber und in den Ordnungen der Lebenswelt ruht. Damit wird die Phänomenologie in Richtung einer gemeinschaftlichen Hermeneutik bzw. Tiefenhermeneutik „vom Leibe“ und „von der Sozialität her“ erweitert. Diesen Korrespondenzprozessen kommt eine grundlegende Bedeutung zu. Als diesen Prozeß begründend ist die hermeneutische Spirale des Erkenntnisgewinns zu sehen: Vom Wahrnehmen zum Erfassen, vom Verstehen zum Erklären schreiten Erkenntnisprozesse über einen Gegenstand ko-respondierend und als gemeinsame Schöpfung voran. Auch Forschungsprozesse sind ein Korrespondenzgeschehen.

Zusammenfassung

Vorliegende Arbeit fokussiert die Analogie psychotherapeutischer Arbeit zum Forschungsprozeß qualitativer Forschung. Ausgehend von den Prinzipien ethnopsychanalytischer Methoden wird exemplarisch das tiefenhermeneutische Vorgehen und die kommunikative Validierung, die in systematische Heuristik einfließt, gekennzeichnet. Der Gestaltzyklus als Diagnostikum in der Interviewführung wird eingeführt, und Ergebnisse der Kreativitätsforschung werden für die qualitative Sozialforschung nutzbar gemacht.

Summary: The emancipation of intuition. Psychotherapy and social research

The article focusses on the analogy of psychotherapeutic work to the process of qualitative research. The „tiefenhermeneutische“ approach and communicative validation as part of systematic heuristics is exemplified, while using the ethno-psychoanalytic method as a basis. The applications of the „Gestalt cycle“ as a diagnostic tool is introduced and results from the field of creativity research are utilized.

Key words: Qualitative research; psychotherapy; Integrative therapy; hermeneutics.

Literatur

- Devereux, G.* (1974): Normal und anormal. Aufsätze zur allgemeinen Ethnopsychiatrie. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Freud, S.* (1900): Die Traumdeutung. GW II/III, Frankfurt: Fischer, 1987.
- Glaser, B.G., Strauss, A.L.* (1967): The discovery of grounded theory. Strategies for qualitative research. Chicago: Aldine.
- Kohut, H.* (1973): Narzißmus. Eine Theorie der psychoanalytischen Behandlung narzißtischer Persönlichkeitsstörungen. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Leithäuser, T., Volmberg, B.* (1988): Psychoanalyse in der Sozialforschung. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Lindsey, D.L.* (1991): Abgründig. Bern, München, Wien: Scherz.
- Lorenzer, A.* (1972): Zur Begründung einer materialistischen Sozialisationstheorie. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

- Mayring, P. (1983): Qualitative Inhaltsanalyse. Grundlagen und Techniken. Weinheim, Basel: Beltz.
- Merleau-Ponty, M. (1984): Das Auge und der Geist. Hamburg: Felix Meiner.
- Möller, H. (1994): Versuch, ein massives Stück Leben zu begreifen. Dissertation, Mikrofiche, TU Berlin.
- Müller-Ebert, J., Josewski, M., Dreitzel, P., Müller, B. (1988): Narzißmus: Ein Vortrag anlässlich der DVG-Tagung 1988 in Heidelberg. *Gestalttherapie 2* (2), S. 27-58.
- Morgenthaler, F., Weiss, F., Morgenthaler, M. (1984): Gespräche am sterbenden Fluß. Frankfurt: Fischer.
- Nadig, M. (1986): Die verborgene Kultur der Frau. Ethnopsychoanalytische Gespräche mit Bäuerinnen in Mexiko. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Parin, P. (1978): Der Widerspruch im Subjekt. Ethnopsychoanalytische Studien. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Perls, F.S. (1976): Grundlagen der Gestalttherapie. München: Pfeiffer.
- , Hefferline, R.F., Goodman, P. (1979): Gestalt-Therapie. Lebensfreude und Persönlichkeitsentfaltung. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Petzold, H. (1977): Die Medien in der Integrativen Pädagogik. In: Petzold, H., Brown, G.I. (Hg.): Gestaltpädagogik, Konzepte der Integrativen Erziehung. München: Pfeiffer.
- , (1988): Integrative Bewegungs- und Leibtherapie: ein ganzheitlicher Weg leibbezogener Psychotherapie. Paderborn: Junfermann.
- Ricœur, P. (1969): Die Interpretation. Versuch über Freud. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Schreyögg, A. (1991): Supervision – Lehrbuch zu Theorie und Praxis. Paderborn: Junfermann.
- Seiffge-Krenke, I. (1974): Probleme und Ergebnisse der Kreativitätsforschung. Bern, Stuttgart, Wien: Huber.

Anschrift der Autorin:

Dr. Heidi M. Möller
Kaiserin-Augusta-Allee 84
10589 Berlin